



Yves
Gorat
Stommel

Der
falsche
Frosch

Ein Märchen

Der falsche Frosch
Ein Märchen

Yves Gorat Stommel

Impressum

Der falsche Frosch – ein Märchen

© Yves Gorat Stommel

Erste Version: 2006

Diese Version: 2022

Web:

www.yvesgoratstommel.com

Facebook: www.facebook.com/yvesgoratstommelautor

Email:

ygstommel@gmx.de

Postanschrift:

Kibbelstraße 14, 45127, Essen, Deutschland

Der falsche Frosch

In einem weit entfernten Königreich regierte einst ein von seinen Untertanen geliebtes Königspaar. Lange Jahre hatten die Regenten sich nach Kindern gesehnt und eines Tages wurden ihre Gebete erhört: Gleich drei Söhne brachte die Königin innerhalb Tagesfrist zur Welt.

Bei ihrer Geburt sahen sich Mika, Maximilian und Mauritius zum Verwechseln ähnlich. Die stolzen Eltern legten daher den Ältesten in das linke Bettchen, den Zweitgeborenen in das mittlere, den Jüngsten schließlich in das rechte. In dem gemeinschaftlichen Zimmer sollte außerdem die Amme schlafen, die sich um die Kinder kümmern würde.

Glückselig begaben Mann und Frau sich zu Bett.

Doch die Amme, eine alte, kinderlose Frau, gönnte den Eltern den Segen nicht. Kaum war es still geworden im Schloss, entführte sie die Kinder. Ihr Weg führte sie schnurstracks zum höchsten Turm, um die Säuglinge von dort aus dem Fenster zu werfen.

Aufgeschreckt durch die aufgebrachtten Schreie seiner Söhne kam der König herbei geeilt. Erst im letzten Moment konnte er die Prinzen vor dem sicheren Tod retten.

Kurz darauf trafen die Wachen ein. Obwohl sie das Schloss von oben bis unten durchsuchten, mussten sie den König enttäuschen: Die Amme war entkommen.

Mit dem Tagesanbruch kam die Erkenntnis: Die Eltern konnten ihre Kinder nicht unterscheiden. Ratlos stand das Königspaar vor den Bettchen ihrer Kinder. Keiner wusste, welches der Säuglinge wohin gehörte. Welches der drei Söhne war der rechtmäßige Thronerbe?

Achtzehn Jahre verstrichen, in denen die Brüder gleichberechtigt heranwuchsen.

Maximilian war groß und stark und übernahm gerne die Führung.

Mauritius war kleiner, von feinerem Körperbau, dafür aber der Intelligenteste der drei.

Mika schließlich, war der Unscheinbarste der Prinzen. Nicht so stark wie Maximilian und nicht so schlau wie Mauritius, doch dafür warmherzig und einfühlsam, vermittelte er oft zwischen seinen so unterschiedlichen Brüdern.

Bisher hatte der König ein Streit über die Thronnachfolge verhindern können. Doch er war alt geworden und er wusste, dass der Tag nahte, an dem die Entscheidung über die Zukunft des Reiches fallen musste.

Als er eines Tages am Brunnen im Hof über dieses Problem nachsann, vernahm er plötzlich aus der Tiefe eine Stimme:

»Teste sie!«

Ein Frosch saß dort unten und wiederholte: »Teste sie! Dann bestimme, wer des Herrschens würdig ist.«

»Aber wie?«, wollte der König wissen.

»Soll ich dir helfen?«, fragte der Frosch.

Als der König ihn darum bat, berührte der Lurch ihn kurz mit der kalten Pfote. Augenblicklich spürte der König wie seine Kräfte ihn verließen.

»Gegen diese Krankheit hilft nur ein einziges Heilmittel«, sagte der Frosch. »Schicke den Sohn deiner Wahl mittellos und allein auf eine Reise, die Rana-Blüte zu suchen. Unterwegs wird er seine Klugheit, seine Stärke und seinen Mut beweisen müssen.«

Dann sprang der Frosch in Richtung des Waldes davon.

Schwer krank ließ der König sich in sein Schloss bringen. Die Königin wich nun nicht mehr von seiner Seite und ließ die drei Prinzen einbestellen. Als sie kurz darauf an das Krankenbett traten, gelobten sie feierlich, ihrem Vater zu helfen.

Als erster verließ am nächsten Morgen der starke Maximilian das Schloss.

Die vorgegebene Richtung einschlagend, erreichte er schon bald die große, quer durch das Land führende Straße. Zu Fuß kam er aber nur langsam voran und so stellte er sich einem Reiter in den Weg. Auf seine königliche Herkunft verweisend nahm Maximilian das Pferd gegen den Protest des Besitzers an sich und ritt es bis zum nächsten Fluss.

Am Gewässer angekommen musste er feststellen, dass es keine Brücke gab. So fing er ein Krokodil und zwang das Tier, ihn auf seinem Rücken zum anderen Ufer zu tragen.

Anschließend nahm er in einem Wirtshaus eine Mahlzeit zu sich, die er sich aber weigerte zu bezahlen.

Durch seine selbstsüchtige Taten schnell vorwärts kommend, erreichte Maximilian bereits am späten Nachmittag den Wald, in dem sich die Blume befinden sollte. Doch an Stelle derer entdeckte er einen am Wegesrand sitzenden Frosch.

»Suchst du die Blüte der Rana?«, fragte der Frosch. »Sie ist in dem Häuschen hinter mir.«

»Dann ist sie jetzt mein«, erwiderte Max und ging, ohne zu zögern, auf das Haus zu.

Als er über die Schwelle trat, stürzte er leblos zu Boden.

Drei Tage warteten das Königspaar und seine beiden daheim gebliebenen Söhne auf Maximilians Rückkehr.

Dann brach Mauritius auf.

Als der Prinz die große Straße erreichte, sah er in der Ferne ein Pferd und Wagen. Ihm kam eine Idee.

Gerade als der Wagen an ihm vorbei fuhr, schrie er laut auf, und warf dem Fahrer vor, dass er ihn angefahren habe. Besorgt und beschämt versprach der Kutscher, Mauritius mitzunehmen.

So erreichte Mauritius den Fluss. Ihm fiel gleich eine List ein, um das Gewässer zu überqueren.

Laut sagte er: »Ach, könnte ich doch nur zur anderen Seite, um ein paar der dort auf mich wartenden Hühner zu verspeisen!«

Sofort zeigte sich die lange Schnauze des hungrigen Krokodils. Mauritius versprach ihm zwei Hühner für die sichere Überfahrt und ließ sich dann zum gegenüber liegenden Ufer tragen.

Doch kaum hatte er wieder festen Boden unter den Füßen, rannte er mit einem lauten Lachen davon. Enttäuscht und verärgert blieb das Reptil zurück.

Auch den Wirt im Gasthaus betrog Mauritius. Mit einem gezinkten Kartenspiel brachte er den hart arbeitenden Mann um sein Geld. Bevor dieser den Betrug entdecken konnte, war der Prinz bereits auf und davon.

Durch seine Betrügereien schnell Fortschritt machend, streifte Mauritius schon am frühen Nachmittag durch den finsternen Wald. Auch er traf auf den am Wegesrand sitzenden Frosch.

»Suchst du die Blüte der Rana?«, fragte dieser wie zuvor. »Sie befindet sich in dem Haus dort.«

Von allen Seiten untersuchte Mauritius das einfache Gebäude, bevor er sich schließlich davon überzeugt hatte, dass ihm keine Gefahr drohte.

Er war eben durch die Hintertür getreten, als er bewusstlos zu Boden stürzte.

Erneut vergingen drei Tage, in denen das Königspaar und Mika auf die Rückkehr der beiden Prinzen warteten. Dann machte sich der letzte der drei Söhne auf den Weg.

Mit großen Schritten ging Mika die Straße entlang und bat jeden ihn überholenden Reisenden um eine Mitfahrgelegenheit. Auch wenn die

meisten nicht die Möglichkeit hatten, ihm zu helfen, unterhielten sie sich gerne mit dem freundlichen jungen Mann.

Schließlich ließ ein alter Bauer ihn zu sich auf den Bock seines Wagens. Als Gegenleistung erzählte Mika ihm unterhaltsame Geschichten. So erreichten sie guter Dinge den Fluss, an dem sie sich wie alte Freunde voneinander verabschiedeten.

Als Mika keine Brücke über das Gewässer fand, wandte er sich an die Fische und die Enten, die ihn wiederum an das im Fluss treibende Krokodil verwiesen.

»Ich würde gerne zum anderen Ufer«, erklärte er dem Raubtier. »Was kann ich dir bieten, damit du mir hilfst?«

Das Krokodil überlegte kurz, öffnete sein riesiges Maul und sagte: »Ich habe einen schlechten Zahn, der gezogen werden muss.«

Mika sah, dass das Krokodil die Wahrheit sagte und überwand seine Angst. Beherzt griff er in das Maul und zog den Zahn heraus, worauf das Krokodil erleichtert aufatmete. Glücklich ließ es den Prinzen aufsteigen, um ihn auf seinem Rücken über den Fluss zu setzen. Mit beidseitigen Dankesbekundungen trennten sich ihre Wege.

Im Gasthaus machte Mika Rast und bot dem Wirt für ein wenig Brot und Wasser einige Stunden Küchenhilfe an. Außerdem spielte er für die Gäste noch auf einer Laute und sang. Die fröhliche Atmosphäre lockte weitere Besucher an, und der Wirt freute sich über ein gutes Geschäft.

So verließ Mika das Wirtshaus zwar gesättigt und in guter Stimmung, doch es war bereits spät am Nachmittag. Dennoch setzte er seinen Weg fort und erreichte in völliger Dunkelheit das kleine Häuschen im Wald. Licht drang durch die verschmutzten Fenster.

Mika entschied, nach dem Weg zu fragen. Behutsam klopfte er an die Holztür.

Eine alte Frau öffnete ihm. Kaum hatte sie ihn gesehen, wollte sie die Tür wieder schließen. Doch Mika hielt sie erstaunt auf. Denn hinter der Frau entdeckte er einen Tisch, auf dem die gesuchte Blume stand. Und auf zwei von drei Stühlen saßen Mikas Brüder – mit geschlossenen Augen und wie tot.

Die Amme griff nach einem Messer, woraufhin Mika mit der anderen Hand ihr Handgelenk umklammerte. Schnell verwandelte die Alte sich in einen sich windenden Frosch. Doch statt das Tier überrascht loszulassen, drückte Mika fester zu. Er ließ das Tier nicht entkommen.

»So spät!«, quakte der Frosch. »Bis zum frühen Abend habe ich auf dich im Wald gewartet! Du bist so spät!«

»Wecke meine Brüder auf!«, verlangte Mika.

»Sie müssen nur die Blume berühren«, sagte der Frosch. »Hol sie dir einfach! Da vorne ist sie! Auf dem Tisch!«

»Warum sind meine Brüder wie tot?«, fragte Mika, der nach wie vor an der Türschwelle verharrte.

»Hm?«, stellte der Frosch sich dumm.

Mika drückte noch etwas fester zu.

»Nein! Nicht!«, bat der Frosch, bevor er beichtete: »Sie hatten nicht meine Zustimmung. Sie haben mein Haus betreten, ohne vorher zu fragen.«

»Dann bitte mich herein!«, forderte Mika.

Der Frosch gehorchte, und Mika trat unbehelligt über die Schwelle. Vorsichtig nahm er die Blume auf, dabei den Frosch weiterhin umklammernd.

Die Berührung der Blume weckte seine Brüder auf – erst Mauritius, dann Maximilian. Die beiden bedankten sich bei Mika mit einer Mischung aus Erleichterung und Ärger. Denn auch wenn sie dank ihm ins Leben zurückgekehrt waren, störten sie zwei Dinge ganz gehörig: Erstens hatte gerade der unscheinbare Mika sie gerettet. Und zweitens hatte er dazu auch noch die gesuchte Blume erobert.

Noch in der Nacht machten die drei Prinzen sich an die Rückreise. Doch als sie schließlich ihren Vater erreichten, verschwiegen Maximilian und Mauritius, dass Mika sie gerettet hatte. Vielmehr versuchten beide den Ruhm für die erfolgreiche Mission für sich selbst einzuheimsen. Das Einzige, auf das sie sich einigen konnten, war, den Frosch einzusperren. Und zwar in einen dunklen Kerker, aus dem er nie mehr auftauchen würde.

In den nächsten Tagen erholte sich der König vollständig. Körperlich war er wieder gesund. Doch sowohl er als auch seine Gemahlin litten unter dem Streit der Prinzen. Ihren Erzählungen nach war jeweils ein anderer für die wundersame Rettung verantwortlich. Das Königspaar wusste einfach nicht, welchem seiner Söhne sie glauben sollte.

Schließlich entschieden die Regenten, dass das Volk seinen nächsten Fürsten selber wählen sollte. Mann, Frau und sogar Tier durften in einer Volksbefragung ihren Favoriten benennen.

Das Ergebnis war unzweideutig. Fast einstimmig entschieden sich die Bürger des Königreichs für Mika. Sein Respekt vor allen Lebewesen und sein rechtschaffenes Handeln machten ihn in den Augen der Bevölkerung zum geborenen Fürsten.

Trotz der Kränkungen seiner Brüder ließ Mika Milde walten. Allerdings mussten sie das von ihnen ausgegangene Unrecht gutmachen.

Seinen Eltern ermöglichte Mika einen schönen Lebensabend, während er sich auf die Führung seines Landes fokussierte.

Und wenn er nicht gestorben ist, dann regiert er noch heute.

Zum Autor

Name: Yves Gorat Stommel

Wohnort: Bisher alle paar Jahre ein anderer

Kalendarisches Alter: Ändert sich fortlaufend, Bezugspunkt 1977

Gefühltes Alter: Je nach Arbeitstag und Laune meiner Kinder (und Ehefrau)

Beruf: Ingenieur, Vater, Ehemann (nicht notwendigerweise in dieser Reihenfolge)

Kreativität: Basierend auf der Frage »Was wäre, wenn ...«

Gelesene Geschichten: Grundsätzlich alle Genres, gerne auch Jugendbücher

Geschriebene Geschichten: Fantasy, Mystery, Science-Fiction, Reiseberichte

Sport: Hin und wieder

Stärken: Ja

Schwächen: Die Schwächen ignorieren

Lebensmotto: »Connecting the dots«

Bibliografie Yves Gorat Stommel – Vorwort

Ein paar »warnende« Worte:

Die Frage »Was wäre, wenn ...« liegt jedem meiner Romane zugrunde. Da diese Frage aber maximal breit anwendbar ist, lassen sich meine Geschichten nicht in ein einziges Genre einsortieren. Funtasy, Fantasy, Science-Fiction und Selbstfindungsroman – einen roten Genre-Faden sucht man vergeblich. Und dann wären da auch noch die Reiseberichte und Kurzgeschichten ...

Aus Sicht von sowohl Buchverlagen als auch Marketing-Experten ist dies eine denkbar schlechte Ausgangslage, denn eine eindeutige Genre-Zuordnung des Autors erlaubt es, der Erwartungshaltung von Leser/-innen nachzukommen.

Dennoch habe ich mich entschieden, weiter die Themen aufzugreifen, zu denen ich selbst gerne Geschichten lesen würde. Daher an dieser Stelle der Hinweis, dass, sollte die eben gelesene Geschichte zugesagt haben, eine andere ebenso von mir stammende den individuellen Geschmack nicht treffen könnte.

Und andersherum.

Als hilfreich zur Meinungsbildung sollen hier die Buchbeschreibungen und vor allem die Kurzrezensionen sowohl auf meiner Homepage als auch auf Amazon oder Lovelybooks genannt werden.

Bibliografie Yves Gorat Stommel

Romane

Flimmernde Schatten

Vierjährling

Die unglaublichen Erlebnisse des Sevy Lemmots

Achtbeinige Seelen

Zeittüren

Phasenland

Reiseberichte

(kostenfrei & nur auf www.yvesgoratstommel.com)

Die »Memo an mich«-Reihe deckt mittlerweile folgende Reiseziele ab:

Ägypten; Bahrain und Zentral-Saudi-Arabien; Mittlerer Westen und Rocky Mountains; Mittleres Rheintal; Mallorca; Nordkorea; Zypern

Kurzgeschichten

(kostenfrei & nur auf www.yvesgoratstommel.com)

Demontage; Der falsche Frosch; Der stibitzte Zahn; Die geflügelte Stimme; Götterwette; Infiltration; Klaviergesang; Kollektiv; Manifestation; Marionetten; Mondfang; Risikogruppe

Newsletter

Interessiert an neuen Geschichten und Blog-Beiträgen zum Schreiben und Veröffentlichen? Dann abonniere den Newsletter (zwei bis drei Ausgaben pro Jahr).

www.yvesgoratstommel.com/newsletter/

Leseprobe »Flimmernde Schatten«

Mehr zum Roman, eine längere Leseprobe und Links zum eBook sowie Taschenbuch gibt es hier:

www.yvesgoratstommel.com/romane/flimmernde-schatten/

Prolog

Starr und unbeweglich schauten seine müden Augen auf den flackernden Bildschirm. Nicht eine einzige Bewegung verriet, dass er noch am Leben war. Das chaotische Licht des Fernsehapparates tauchte das von Leid gezeichnete, eingefallene Gesicht abwechselnd in Licht und Schatten. Die Arme hingen kraftlos herab und die dünnen Beine waren in eine Decke gewickelt. Graues Haar klebte in Strähnen an seinem Schädel.

Doch plötzlich kehrte Leben in die glasigen Augen zurück. Etwas in den über den Bildschirm flimmernden Nachrichten erregte seine Aufmerksamkeit. Konzentriert starrte er auf die Mattscheibe. Akribisch jedes Detail in seinem Gehirn speichernd. Für spätere Verwendung ablegend. Dabei beschränkte sich die Anspannung auf seine Gesichtszüge; der Rest seines verkrüppelten Körpers blieb unbeweglich.

Kaum ging dieser eine Beitrag der Regionalnachrichten vom fünften August zu Ende, suchte er online nach weiteren Videos und Fotos des eben gesehenen Ortes.

Dann schloss er die Augen und konzentrierte sich.

Mit aller Macht drang er in seine Traumwelt vor.

Er begann seine Suche nach den beiden Jungen.

Kapitel 1: Die Strafe

Übellaunig saß Damaris auf ihrem Schreibtischstuhl und startete demonstrativ ihre nackten Füße an. Ihr gegenüber standen ihre Eltern, die kaum bessere Laune hatten.

Amy Richter brach das entstandene Schweigen: »Schätzchen, wir tun das nur zu deinem Besten.«

Wütend blickte Damaris auf; eine Strähne ihres dunklen, schulterlangen Haares fiel ihr vor die braunen Augen. Wie sie diesen Spruch hasste!

Ihre Mutter hielt ihrem Blick, ohne mit der Wimper zu zucken, stand. Und auch ihr Vater wich keinen Millimeter zurück.

Aus Sicht von Damaris war es viel Lärm um nichts: Ein paar Jungs aus ihrer Schule hatten zwei Tage nach Sylvester Knaller gezündet – und Damaris und ihre Freundin Tina waren in der Nähe gewesen. Unbeteiligte. Zuschauerinnen.

Leider interessierten solcherlei Feinheiten ihre Eltern nicht. Die Folge: Hausarrest und Internetverbot. Zwar durfte sie ihr Mobiltelefon behalten, doch allein zum Telefonieren.

Damaris richtete ihren Blick auf das einzige Fenster. Ihr Zimmer lag im Halbdunkel; die Januarsonne besaß am Nachmittag kaum noch Kraft und Damaris hatte längst die Deckenleuchte eingeschaltet. Langsam schüttelte sie den Kopf, in Gedanken die Ungerechtigkeit auskostend. Daher bekam sie zuerst nicht mit, dass ihre Mutter wieder auf sie einredete.

»... hilft dir vielleicht, dich auf wichtigere Dinge zu konzentrieren. Du bist in letzter Zeit nur noch mit deinen Freunden und Freundinnen unterwegs und bist kaum noch hier.«

»Weil keiner in diesem Kaff, Kilometer-weit von der Schule entfernt, lebt«, erwiderte sie mit monotoner Stimme.

Dem konnte ihre Mutter nicht widersprechen. Jeden Morgen musste Herr Richter, der ein erfolgreicher Rechtsanwalt war, seine Tochter in die nächstgrößere Kleinstadt fahren. Damaris' Mutter fuhr auf dem Weg zu ihrem Job in die andere Richtung. Die Modeboutique, die sie zusammen mit einer Freundin besaß und betrieb, befand sich in der nächsten Großstadt, fünfzig Kilometer vom Wohnort der Richters entfernt. Und da ihr Vater oft lang arbeitete, nahm Damaris mittags den Bus nach Hause. Sie war üblicherweise die Einzige, die in dem abgelegenen Regensdorf ausstieg. Eine Ansammlung von zehn Häusern. Ohne auch nur ein einziges Geschäft. Sogar ohne einen Kiosk oder ein Versammlungshaus.

»Und was soll ich eurer Meinung nach die nächsten Tage tun? Immerhin haben wir Weihnachtsferien«, fragte Damaris mit zorniger Stimme. Sie war unverschämt, das merkte sie, aber momentan war ihr dies egal.

Damaris' Mutter warf ihrem Mann einen hilfeschauenden Blick zu. Ehemals groß und schlank, war Ludwig Richter mittlerweile nur noch groß und ihm fehlte die selbstverständliche Eleganz seiner Frau. Seinem Äußeren angemessen – er sah Damaris' Meinung nach ein wenig wie ein großer Teddybär aus – hielt er sich lieber aus Streitigkeiten heraus. In der Regel war er verständnisvoll, liebevoll und relativ entspannt. In der Regel. Leider nicht heute.

»Du könntest mal ein Buch lesen«, schlug er vor.

Perplex schaute Damaris ihren Vater an. Hatte er das etwa ernst gemeint?

»Eine gute Idee«, sagte ihre Mutter und tätschelte ihr wie einem niedlichen, aber dummlichen Kätzchen den Kopf. »Mit vierzehn hast du noch nicht ausgelernt. Auch wenn du das öfters zu glauben scheinst.« Damit verließ sie das Zimmer.

Nun war das Spielfeld egalisiert: ihr Vater und sie.

»Du könntest mal ein Buch lesen«, sagte Damaris leise und mit spöttischem Unterton. Sie warf sich auf ihr Bett und drehte ihrem Vater trotzig den Rücken zu. Als er sich zu ihr setzte, bog sich das Bett unter seinem Gewicht durch. Widerwillig rutschte sie ein paar Zentimeter in seine Richtung.

»Strafe muss sein«, sagte Ludwig Richter leise. »So schlimm wird es schon nicht werden.«

Damaris reagierte nicht.

Liebevoll strich er Damaris über die Haare, bevor er sich auf den Weg in das Erdgeschoss machte und die Tür hinter sich schloss.

Damaris seufzte und stand auf. Zielloos lief sie durch ihr Zimmer, auf der Suche nach Ablenkung. Ihr Kleiderschrank stand an der Wand, rechts von der Tür. Auf der gleichen Zimmerseite befanden sich der Wäschekorb und der Schreibtisch, letzterer nah am Fenster. So konnte sie ihre Hausaufgaben unter Nutzung von Tageslicht bewältigen. Die vom Eingang aus linke Zimmerhälfte wurde im Wesentlichen von ihrem Bett eingenommen. An der zweiten Außenwand, der Tür gegenüber, stand ein

Regal. Ein paar Poster und einige kreuz und quer aufgehängte Fotos schmückten die Wände. Schließlich war da noch ihr Meerschweinchen Bonnie, das in einem Käfig unter dem Fenster hauste. Das gescheckte Nagetier bewegte sich nur, wenn es diesbezüglich keine Wahl gab und tat den ganzen Tag lang in der Regel nichts anderes als fressen und schlafen.

Damaris trat ans Fenster. Auch ein Blick nach draußen bot keine Abwechslung: Der graue, deutsche Alltag blickte sie in all seiner Eintönigkeit an. Von ihrem Fenster aus konnte sie bloß eine Straße, zwei Häuser und sich bis zum Horizont erstreckende Felder und Wälder sehen.

Unschlüssig wandte Damaris sich wieder ihrem Zimmer zu.

Was tun?

Auf ihrer Lippe kauend ging sie im Kopfe die Optionen durch: Hausaufgaben? Gab es keine. Im Internet surfen? Untersagt. Rausgehen? Verboten. Irgendwas basteln? Keine Lust. Ein Spiel? Noch weniger Lust.

Damaris' Blick wanderte zum Bücherschrank, und sie nahm widerwillig die dort stehenden Titel genauer unter die Lupe. Eines der ersten Bücher, das ihr ins Auge fiel, trug den Namen Die unendliche Geschichte. Vor ein paar Wochen hatte sie den Film im Fernsehen gesehen. Sie fragte sich, welchen Nutzen gedruckte Geschichten noch hatten, nachdem sie verfilmt worden waren.

Nichtsdestotrotz hatte ihr der Film gefallen, auch wenn er eher jüngere Kinder als Zielgruppe zu haben schien.

»Na schön«, seufzte Damaris, das Buch hervorziehend. Sie kletterte auf ihr mit einem Bettkasten versehenen Bett. Somit befand sich die eigentliche Liegefläche auf einer Höhe von rund anderthalb Metern. Das gab ihr nachts seit jeher ein Gefühl von Sicherheit.

Damaris starrte eine Weile das Bild auf dem Cover an. Ein Sammelsurium an Fantasiewesen sah ihr entgegen.

Widerwillig öffnete sie das Buch und fing an zu lesen.

Zuerst ging es nur langsam voran. Ihre Gedanken wanderten immer wieder zurück zum Hausarrest. Doch mit der Entfaltung der Geschichte wuchs ihre Konzentration und ihre Lesegeschwindigkeit. Innerhalb kurzer Zeit hatte sie die ersten beiden Kapitel bewältigt. Mit einem selbstzufriedenen Lächeln rutschte sie in eine liegende Stellung, stützte ihren Kopf auf den rechten Arm und blätterte um.

Kapitel 2: Unwillkommener Besuch

Eine Stunde und einige Kapitel später lag Damaris noch immer auf ihrem Bett. Sie kämpfte zunehmend damit, nicht einzuschlafen; schon einige Male waren ihr die Augenlider fast zugefallen. Oder sogar ganz? Kurz hatte sie eine merkwürdige Vision von einer großen mit Säulen gesäumte Halle gehabt. Noch bevor sie sich damit auseinandersetzen konnte, war sie allerdings aufgeschreckt.

Dabei war das Buch nicht uninteressant. Sie musste sich sogar eingestehen, dass es ihr Spaß machte, darin zu schmökern. Aber so langsam strengte sie die ungewohnte Konzentration dann doch an und ihre Augen begannen zu tränen.

Gerade wollte sie zu einem Gähnen ansetzen, als eine Bewegung in ihrem Augenwinkel sie aufschrecken ließ.

Damaris war sofort hellwach.

Es war zwischen dem Bücherregal und dem Wäschekorb gewesen.

In dem Wäschekorb?

Nein: Alles lag still und regungslos vor ihr. Langsam beruhigte sich Damaris' Herzschlag wieder. Alles nur Einbildung, redete sie sich ein.

Damaris legte das Buch zur Seite und vertrat sich ein wenig die Beine. Nach einer kurzen ziellosen Wanderung durch ihr Zimmer blieb sie zum zweiten Mal an diesem Tage vor ihrem Bücherregal stehen. Die meisten der darin befindlichen Bücher stammten noch aus der Zeit, zu der man sie ihr vorgelesen hatte. Neuere Bücher konnte sie als ungeliebte Geburtstagsgeschenke von – allein schon deshalb – unsympathischen Verwandten identifizieren. Sie war am 30. Oktober vierzehn geworden und hatte wie jedes Jahr einige neue Staubfänger ins Regal einsortieren müssen. Kein einziges der vor ihr aufgereihten Bücher hatte sie bisher selbst gelesen, die meisten nicht mal angefasst. Außer natürlich, um sie neben den anderen auf den Regalbrettern zu verstauen.

Ein Scharren drang an ihr Ohr.

Erschrocken drehte Damaris sich um. Irgendetwas machte kratzende Geräusche!

Rechts neben dem Schreibtisch befand sich Damaris' Wäschekorb und genau dorthin lenkte sie jetzt ihren Blick.

Damaris hatte zwar keine Angst vor Mäusen oder ähnlichem Getier, einen direkten Körperkontakt wollte sie trotzdem tunlichst vermeiden. Sie zog sich auf ihr Bett zurück: eine gute Beobachtungsposition.

Der Wäschehaufen lag unbewegt vor ihr.

Sie musste über ihre eigene Panik lachen.

Da! Schon wieder! Das Scharren wurde dieses Mal von einem leichten Stöhnen und Schnauben begleitet. Der Wäschehaufen bewegte sich!

»Dumme Idee!«, tönte es unter der Kleiderschicht. »Griff ins Klo.«

Keine Maus, schlussfolgerte Damaris. Erschrocken wich sie an das Kopfende ihres Bettes zurück. Den Blick nahm sie dabei nicht von dem Wäschekorb. Was passte da rein und konnte reden?

In der linken Ecke des Wäschehaufens tauchte nun ein Kopf auf. Ein relativ kleiner, zugegebenermaßen, aber definitiv ein Kopf. Er war zur Hälfte von einem ihrer gestreiften T-Shirts verdeckt. Eine kleine Hand erschien, und zog es herunter.

»Wer zieht denn so was freiwillig an?«, fragte der Kopf vollkommen verduzt und warf das Shirt hinter sich. Es schlug gegen die Wand und fiel zu Boden.

Das Wesen – Damaris wusste nicht, als was sie es sonst bezeichnen sollte – entstieg nun komplett dem Wäschekorb. Dies nahm nur einen kurzen Zeitraum in Anspruch, da es erstaunlich kleinwüchsig war; höchstens einen Meter groß. Nachdem es auf den Boden gesprungen war, richtete es sich auf, dehnte sich genüsslich, ließ die Fingerknöchel deftig knacken und schaute sich interessiert um. Nicht lange, da entdeckte es den Bettkasten und machte sich, ohne zu zögern, auf den Weg dorthin. Kurzzeitig verschwand das Wesen aufgrund des erhöhten Bettes aus Damaris' Blickfeld, aber nur einen Moment später tauchte eine Hand an dem Fußende auf. Kaum war das Wesen hinaufgeklettert, da strich es sich zufrieden den grünen Pulli glatt und lief in Richtung Kopfkissen.

In Richtung von Damaris!

Diese saß inzwischen in der rechten oberen Ecke des Bettes, so weit wie möglich von dem Wesen entfernt. Dieses schien an Damaris nicht das geringste Interesse zu haben. Es sah sie nur kurz an und grüßte:

»tag!«

Damaris nickte. Sie war zu verduzt, um zu antworten.

Inzwischen erreichte das Wesen das Kopfkissen, direkt neben dem Teenager. Dort ließ es sich auf sein Hinterteil fallen, klopfte das Kissen in eine ergonomische Form und lehnte sich dagegen. Zuletzt verschränkte es noch die Arme hinter dem Kopf und ließ zufrieden den Blick wandern.

Damaris beobachtete das Schauspiel mit schnell klopfendem Herzen. So langsam hatte sie den ersten Schock überwunden – und ihre Neugierde meldete sich. Schweigend betrachtete sie jedes Detail des Wesens.

Es hatte einen Schottenrock an. Dazu besaß es unverhältnismäßig große Füße, die in Badelatschen steckten. Ungünstig, befand Damaris, da so die hässlichen, leicht behaarten Zehen gut zu sehen waren. Der Oberkörper steckte in einem grünen Kapuzenpulli, der einige Nummern zu groß war. Interessant waren die Hände: Anscheinend hatte das Wesen nur jeweils drei Finger, dafür zwei Daumen an jeder Hand. Einer da, wo er hingehörte, und daneben ein zweiter. Erst dann folgten die drei Finger. Die rechte Hand verwendete es gerade, um die Frisur zurecht zu zupfen. Dabei besaß das Wesen keine Kopfhaare, sondern eine geleeartige Masse, die wohl nach Belieben in Form gebracht werden konnte. Die Frisur erinnerte momentan an einen Igel, wenn auch die Farbe nicht passte: Die ‚Haare‘ waren giftgrün. Das Gesicht ähnelte dem eines etwa zwölfjährigen Mädchens. Ohren, Augen und Mund sahen normal aus, obwohl alle in ihren Proportionen etwas größer als gewohnt ausfielen.

Ihrer Neugierde genüge tuend, beugte Damaris sich vorsichtig vor, um einen noch besseren Blick auf das Wesen zu bekommen. Dieses betrachtete gerade mit großer Aufmerksamkeit die Bilder an der gegenüberliegenden Wand und empfand Damaris' Kopf, der sich nun in sein Blickfeld schob, offensichtlich als ziemlich störend. Da Damaris nun begann, die Hände einer genaueren Untersuchung zu unterziehen, wurde das dem Wesen langsam zu unheimlich.

»Uhm ... ist was?«

Damaris wich perplex zurück. Was sollte sie darauf antworten? Ein Wesen kam in ihr Schlafzimmer, machte sich auf ihrem Bett breit, bearbeitete ihr Kissen, und war auch noch frech genug, zu fragen, ob was sei!

»Wer bist du?«, brachte sie schließlich hervor.

»Na, ich bin Nika«, antwortete das Wesen, sich über diese ihrem Gesichtsausdruck nach überflüssige Frage wundernd.

»Und weiter?«

»Nichts weiter«, gab Nika zurück und sah Damaris abwartend an.

Damaris setzte sich Nika im Schneidersitz gegenüber.

»Wie ... Woher bist du vorhin gekommen?«

»Das müsstest doch gerade du wissen«, gab Nika verwundert zur Antwort.

Es kam Damaris so vor, als ob Nika versuchte, allen ihren Fragen auszuweichen. Leicht verärgert sagte sie: »Ich weiß nur, dass du ein ziemlich komisches Ding bist, das sich irgendwie und ungefragt in meinen Wäschekorb verirrt hat!«

»Das Kompliment mit dem komischen Ding kann ich nur zurückgeben. Immerhin bist du sozusagen meine Mutter.«

Verdutzt schaute Damaris auf das Wesen. Ihre Mutter? Das Wesen war nicht nur beschränkt, sondern offensichtlich sogar geistig verwirrt!

»Ich glaube, um Mutter zu werden, müsste ich noch einige Vorarbeit leisten.«

Nika schüttelte energisch den kleinen Kopf. »Nun sei mal nicht so pedantisch. Ich meine natürlich nicht eine Mutter im eigentlichen Sinne. Jemanden wie mich kannst du innerhalb des Bruchteils einer Sekunde erschaffen. In einem Augenzwinkern. Du brauchst nur an mich zu denken.«

Es folge ein beidseitiges Schweigen. Damaris versuchte, die eben gehörten Informationen einzuordnen, während Nika sie gelangweilt anschaute.

Das machte alles keinen Sinn! Und wann machen Dinge keinen Sinn? Im Traum ... Also träumte sie! Das musste es sein!

»Ich habe dich mir ausgedacht?«, fragte Damaris.

»Yep! Danke übrigens, auch wenn mir das Schuhwerk nicht wirklich gefällt«, antwortete Nika, während sie ihre Badelatschen kritisch hin und her drehte. »In puncto Mode hast du eine Menge nachzuholen.« Sie deutete mit ihrem Kopf in Richtung des Wäschekorb. »Ich bin bei der Untersuchung deiner Dreckwäsche so einigen geschmacklosen Kleidungsstücken begegnet.« Sie überlegte. »Ich korrigiere mich: vielen

geschmacksfreien Teilen.« Sie zuckte die Schultern. »Na gut, eigentlich ausschließlich.«

»Was wolltest du überhaupt darin?«

Mit leerem Blick sah Nika sie an.

Damaris verzichtete auf ein Nachhaken, denn sie beschäftigte längst etwas anderes: Ihr kam der Traum viel zu real vor. Alles in ihrem Zimmer schien echt zu sein. So, wie es sich gehörte. Nur dieses komische und unverfrorene Wesen auf ihrem Bett passte nicht in das gewohnte Bild.

Während Damaris sich nachdenklich umschaute, rutschte Nika ein wenig tiefer, kuschelte sich in das Kissen hinein und schloss die Augen.

Sie musste träumen, daran hatte Damaris keinen Zweifel. Bestimmt war sie nur deswegen so verunsichert, weil sie dies in ihren Träumen normalerweise nicht realisierte. Daraus ergaben sich natürlich ganz neue Möglichkeiten ...

Langsam breitete sich ein verschmitztes Lächeln auf ihrem Gesicht aus.

»Du bist ein Teil meiner Fantasie?«, sprach sie Nika selbstsicher an:

»Hm«, gab Nika, die Augen geschlossen, zurück.

»Das heißt, ich habe dich gemacht, dein Aussehen, dein Verhalten?«

»Richtig«, Nika schien es richtig gut zu gehen; sie schmiegte sich genießerisch in das Kissen.

»Dann ...«

Damaris legte eine kurze wirksame Pause ein, worauf Nika ein Auge öffnete und sie fragend ansah.

»... dann musst du mir gehorchen«, stellte Damaris sachlich fest.

Nika setzte sich auf und schaute nachdenklich an Damaris vorbei in die Ferne. Diese folgte Nikas Blick, konnte aber nicht erkennen, was ihrem Interesse galt. Daraufhin richtete Damaris ihre Aufmerksamkeit wieder auf Nika. Das Wesen war in Gedanken versunken: Damaris' Aussage schien es sehr zu beschäftigen. Endlich kam es zu einem Entschluss:

»Nein, lieber nicht!«, sagte Nika, und schaute Damaris mit einem unschuldigen Blick geradeheraus ins Gesicht. Anschließend legte sie ihren Kopf ins Kissen und bereitete ein weiteres Mal ihre vollkommene Entspannung vor.

Eins war klar: Der Traum entwickelte sich nicht nach Damaris' Vorstellungen.

Damaris lehnte sich neben Nika an die Wand und sah das in das Kissen gekuschelte Wesen skeptisch an. Nach nur kurzer Zeit musste das Mädchen ein immer lauter werdendes Fiepen wahrnehmen – Nika war in aller Seelenruhe eingeschlafen.

Eines verstand Damaris nicht: Wenn sie schon wusste, dass sie träumte, warum konnte sie die Geschehnisse nicht beeinflussen? Es war doch ihre Fantasie!

»Nika?« Sie schüttelte das Wesen an der Schulter. »Warum kann ich meinen Traum nicht steuern?«

Verschlafen schaute Nika auf. Sie schien etwas orientierungslos. Nach einem kurzen Moment der Überlegung ließ sie sich mit einem Seufzen vom Bett gleiten und lief in Richtung des Bücherregals.

»Wo willst du denn jetzt auf einmal hin?«, fragte Damaris.

»Du bist mir zu laut! Ich suche mir einen anderen Ort zum Schlafen. Ist ganz schön anstrengend, wenn man gerade erst entstanden ist, weißt du? Ein wenig mehr Rücksichtnahme würde dir gut stehen.« Nika schleifte, noch halb schlafend, das Kopfkissen von Damaris hinter sich her. Überrascht schaute Damaris zu, wie sowohl das Kissen als auch Nika zunehmend kleiner wurden, bis das Wesen schließlich – nur noch halb so groß wie ein Buch – vor dem Bücherregal anhielt.

»Wenn ich ausgeschlafen habe, komme ich vielleicht wieder«, verabschiedete sich Nika. Dann griff sie an den Rand eines Buches, öffnete den Buchrücken, hüpfte in den Einband, und verschwand.

Samt Damaris' einzigem Kopfkissen.

Mehr zum Roman, eine längere Leseprobe und Links zum eBook sowie Taschenbuch gibt es hier:

www.yvesgoratstommel.com/romane/flimmernde-schatten/